

Selbst- und Fremdbeurteilung in Diagnostik und Psychotherapie

Hans-Peter Krüger

1. Das Unbehagen bei der Selbst- und Fremdbeurteilung

Therapieforschung zeichnet sich durch einen extensiven Gebrauch der Methoden der Selbst- und Fremdbeurteilung aus. Praktische Notwendigkeit zwingt sie dazu: Wer soll den Erfolg einer Therapie beurteilen, wenn nicht der Betroffene selbst oder ein dazu besonders qualifizierter Rater? Dabei ist die notwendig auftretende Diskrepanz zwischen den Ergebnissen aus Selbstbeurteilung und Fremdratings bis heute nicht aufgelöst. Mehr phänomenologisch orientierte Therapeuten werden das Schwergewicht auf die Selbstbeurteilung legen. *Rogers* (1951) spricht von der „unique experience“, jenem „internal frame of reference“, wozu nur der Klient selbst Zugang habe. Dagegen stehen die verhaltenstheoretisch orientierten Therapeuten, für die der Schwerpunkt im auch dem Rater zugänglichen Draußen des Verhaltens liegt. Die Praxis hat gezeigt, daß für eine Orthodoxie weder in der einen noch in der anderen Richtung Platz ist. Sie ist gekennzeichnet durch eine gegenseitige Durchdringung der Ansätze. Dennoch führt es u.E. nicht zu weit, wenn man ein gut Teil der Diskussion zwischen beiden Ansätzen zurückführt auf die unaufgelöste Dichotomie zwischen Selbst- und Fremdbeurteilung und dem damit verbundenen Problem des Verstehens. Die Kontrahenten finden in allgemein-, sozial- und differentialpsychologischer Forschung genügend Material, um die jeweils vom anderen schwerpunktmäßig angewendete Methode in Frage zu stellen.

- 1) Die Selbstbeobachtung hat zu kämpfen mit der unaufgelösten Frage nach dem Stellenwert introspektiver Daten (siehe etwa *Traxel* 1968). Die vor allem für den Therapeuten so einleuchtende Grundannahme, daß es darum gehe, zu erfassen, wie ein Individuum die Welt sieht, führt zu einer Schwierigkeit, die vor allem behavioristisch ausgerichtete Psychologen aufgezeigt haben. Die Zentrierung auf die subjektive Repräsentation der Welt zwingt dazu, daß sowohl die Stimuli wie die Reaktionen (das Verhalten) aus subjektiven Responses (R) erschlossen werden müssen. Die notwendig daraus entstehenden R-R-Designs lassen keine Möglichkeiten zu, zu Ursache-Wirkung-Beziehungen zu kommen (zu dieser Argumentation siehe etwa *Wylie* 1968). Im therapeutischen Bereich heißt das etwa: Die Darstellung eines Problems durch einen Klienten ist notwendigerweise mit der Art seines Problems konfrontiert.
- 2) Wird der Schwerpunkt der Betrachtung auf die Fremdbeurteilung gelegt (wobei Raterverfahren ebenso wie objektivierende Verhaltensbeschreibungen unter diesem Begriff subsumiert werden), entstehen ebenso schwerwiegende Probleme. Die Fremdbeurteilung holt sich die gesamte Diskussion um Urteilsfehler und implizite Persönlichkeitstheorien der Rater ins Haus. Das Training von Ratern löst dieses Problem nicht, sondern verschiebt es nur. Statt eines „unausgesprochenen“ Alltagsmodells der Persönlichkeit wird ein „ausgesprochenes“ Modell eingeführt. Beiden jedoch haftet die Problematik der Validität der so erhobenen Maße für den untersuchten Probanden an.

Die Kontroverse ist bislang nicht aufgelöst. Zwar existiert eine Fülle von Untersuchungen zu jedem dieser Problemkreise, doch haben diese eher zu einer weiteren Komplizierung dieses Gegenstandes geführt. Nachdem soviel Forschungsaktivität substantiell nicht weitergeführt hat, scheint die Frage berechtigt, ob diese Kontroverse nicht eine eigene Validität beanspruchen kann. Was könnte eine Lösung überhaupt erbringen? Fiele sie zugunsten der individuumszentrierten Klasse von Selbstbeurteilungsdaten aus, wird der Begriff einer „gemeinsamen Welt“ fraglich. Nicht mehr nur die therapeutische Intervention hätte Schwierigkeiten in ihrer Selbstrechtfertigung, sondern es wäre auch nicht mehr zu begründen, warum das Verhalten eines Individuums im Draußen für andere verständlich ist. Fiele die Entscheidung zugunsten der Fremdbeurteilung, wäre das Individuum nicht mehr in seiner Einmaligkeit zu begreifen, ebensowenig wie als aktiver Veränderer des Draußen. Vor einem solchen Hintergrund erscheint es nicht wünschenswert, daß diese Problematik überhaupt aufgelöst wird. Sie stellt vielmehr einen konstituierenden Teil dessen dar, was wir Persönlichkeit nennen. Das heißt aber, daß wir die Grundlagen der Kontroverse in das einzelne Individuum hineinverlegen müssen.

Es ist ein Kennzeichen der Persönlichkeit, daß sie sich selbst sieht und daß sie die anderen beurteilt. Jede Person lebt in dieser Spannung, daß etwas für sie gleich oder anders ist als für andere.

Diese Erkenntnis ist sicher nicht neu. Explizit aufgegriffen wurde sie etwa von *Laing* (1973) in seiner „interpersonalen Wahrnehmung“. Ebenso ausführlich hat sie aufgenommen *Kelly* (1955) in seiner Theorie der personalen Konstrukte. Beiden gemeinsam ist, daß sie die anderen Personen in die Beurteilung einer Person einbeziehen. Allerdings hat bei beiden Autoren auch wieder jener „introspektivistische Haken“ stattgefunden, der wieder alles als subjektive Konstruktion in das Individuum verlegt. So beziehen sie zwar die anderen mit ein, lassen sie aber in der entscheidenden Phase der Datengewinnung wieder draußen. Die anderen erhalten ihr Recht nur daraus, daß sie für mich da sind und wie sie sich für mich darstellen.

Will man die Gefahr einer einseitigen Ausrichtung auf Selbst- oder Fremdurteile vermeiden, so gilt es, ein Modell bereitzustellen, das beiden ihren Platz gibt. Es muß begrifflich gemacht werden, wie die anderen in der Entstehung meines Selbstbildes wirken und wie ich auf die anderen wirke. Das Selbstbild wird so nicht mehr begriffen als meine Auseinandersetzung mit mir selbst, sondern als meine Auseinandersetzungen mit der Welt. Andererseits stellt die Fremdbeurteilung keine Beurteilung eines „Gegenstandes“ dar, sondern ist die Auseinandersetzung eines Urteilers mit mir. Damit erhalten das Selbst und die anderen eine eigene Bedeutung im Urteilsprozeß.

2. Die Genese des Selbstbildes

Die Fülle der Selbsttheorie steht auf einer methodisch äußerst schmalen Basis. Kennzeichen der Forschungsmethoden ist, daß sie die theoretisch eingebrachten Konzepte in jenem genannten „introspektivistischen Haken“ völlig subjektivieren und am Ende in einem Fragebogen aufgehen lassen. Wenig wurde bislang getan, um die Entstehung des Selbstbildes auf experimentellem oder wenigstens quasi-experimentellem Weg zu bestimmen. So sind die beiden experimentellen Paradigmen, die wir als ein Erklärungsmodell vorschlagen, auch nicht im Bereich der Selbstforschung entstanden.

Es muß der Prozeß der Integration des Draußen (der Welt der Objekte, der anderen Personen) ins Drinnen und der Prozeß der Projektion (nicht im analytischen Sinn) des Drinnen ins Draußen (daß die anderen von mir wissen) beschrieben werden. Wie in der Diskussion um Selbst- und Fremdbeurteilung bereits aufgezeigt, liegt diese Dichotomie bis heute unaufgelöst vor und wird von den einzelnen Ansätzen eher im Handstreich mit der Betonung der einen oder anderen Komponente entschieden.

2.1 Das Experiment zum autokinetischen Phänomen

Vpn, die in einer Dunkelkammer einen objektiv fixen Lichtpunkt beobachten, unterscheiden sich massiv in der wahrgenommenen Bewegung des Punktes (*Sherif* 1935). Wird aus der Phase der Einzelbeobachtung in die Phase der Gruppenbeobachtung übergegangen, entsteht ein „gemeinsames Bezugssystem“ der Bewegung. Nach dieser Phase behält die Vp im anschließenden Einzelversuch dieses gemeinsame Bezugssystem bei.

Überlicherweise wird dieser Versuch im Rahmen der Sozialpsychologie zur Beschreibung der sozialen Urteilsbildung, vor allem im Zusammenhang mit Gruppendruck behandelt. Eine solche Interpretation gerät leicht in die Gefahr, nur als Urteilsänderung verstanden zu werden. Das eigentliche Kennzeichen des Ergebnisses ist aber, daß die Vpn in der letzten Phase des Experiments den Punkt auf die Art sich bewegen *sehen*, wie es sich in der Gruppensituation stabilisiert hatte. Die Vpn *sagen nicht nur*, der Punkt bewegt sich nach links (daß man sich um des lieben Friedens willen von einer Gruppe majorisieren läßt, ist Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen), sondern sie *sehen* den Punkt sich nach links bewegen. Es liegt eine *Wahrnehmungs-, keine Urteilsänderung* vor.

Damit ist in diesem Versuch aber etwas substantiell Neues thematisiert: Er führt vor Augen, wie die Integration eines Draußen ins Drinnen vor sich gehen kann. Die Vpn werden über den Gruppenakt „gebildet“. Das Ergebnis dieses Bildungsprozesses (das Urteil danach) hat aber genau diese Genese nicht mehr an sich: Es ist *meine* Wahrnehmung. *Stern* (1923) nennt diesen Prozeß „Introzeption“, wobei als wesentliches Charakteristikum noch einmal betont wird, daß das Ergebnis der sozial induzierten Introzeption völlig asozial ist – es hat seine Geschichte verloren.

2.2 Das Experiment von *Schachter & Singer*

Vpn, denen Adrenalin injiziert wurde, unterscheiden sich in ihrer Reaktion auf „zornige“ und „euphorische“ Situationen, je nachdem, ob sie über die Wirkung des Adrenalin informiert wurden oder nicht (*Schachter & Singer* 1962). Hatten sie keine Erklärungsmöglichkeit für ihren (objektiv durch Adrenalin induzierten) erregten Zustand, zeigten sie mehr der jeweiligen Situation entsprechende Handlungen (zornige oder euphorische) und teilten (zumindest in der Euphoriebedingung) auch erhöhte Werte in der jeweiligen Stimmung mit.

Diese, hier vereinfacht dargestellte Untersuchung gehört in den Bereich der Emotionsforschung, zeigt aber wieder dieselbe Systematik wie die Untersuchung *Sherifs*. Die Vpn urteilten nicht nur, daß sie durch den Konfidenten in eine eher zornige oder euphorische Stimmung versetzt wurden, sondern sie *waren* eher zornig oder

euphorisch, wie ja auch die Verhaltensbeobachtung belegt. Wiederum ist damit experimentell aufgezeigt worden, wie die Situation und die andere Person das Individuum verändert. Es lassen sich eindeutig die Bedingungsgrößen für diesen Prozeß im Draußen angeben, der Experimentator hat diese Bedingungen ja manipuliert. Hat der Prozeß aber stattgefunden, *ist* die Vpn zornig oder euphorisch und dies „echt“, „unbedingt“, „spontan“ (in ihrem eigenen Erleben), nicht „vermittelt“, „gesteuert“.

Wiederum hat der Prozeß der Introzeption stattgefunden, der dazu führt, daß erlebtermaßen „eigenes“ Verhalten gezeigt wird, obwohl dem Dritten (dem Experimentator hier) die Genese dieses „Eigenen“ deutlich vor Augen steht. Das Wesentliche an der Introzeption ist damit, daß sie verständlich macht, wie das „Draußen“ ins „Dringen“ kommen kann und daß dann, wenn introzipiert wurde, das Ergebnis ahistorisch, asozial wird.

3. Die Überprüfung an der Selbstbeurteilung

Unterstellt man die Gültigkeit des Introzeptionsprozesses, lassen sich gezielt Hypothesen über die Art und Genese des individuellen Selbstbildes bilden. Entsteht das Wissen um uns selbst aus unserer Interaktion, muß eine Aufschlüsselung dieses Wissens nach verschiedenen Interaktionen eine Variation des Selbstbildes aufzeigen.

3.1 Das Selbstbild als generalisierte Interaktion

Krüger (1979) führt dazu folgende Untersuchung durch. Zuerst hatten die Vpn sich auf einer Eigenschaftsliste zu beurteilen (generelles Selbstbild). Dann mußten sie die Personen angeben, mit denen sie einigermaßen regelhaft Umgang haben. Diese Bezugsgruppe wurde nach dem Grad der erlebten Nähe auf fünf Kategorien (von „sehr nah“ bis „entfernt“) eingestuft. Für jede Nahestufe sollte ein besonders typischer Vertreter herausgesucht werden. Anschließend hatten die Vpn wieder dieselbe Eigenschaftsliste auszufüllen, allerdings diesmal mit der Instruktion „Wie bin ich, wenn ich mit dieser (sehr nahen, nahen, . . . , entfernten) Person zusammen bin?“ (spezifizierte Selbstbilder).

Gilt der Prozeß der Introzeption, muß das generelle Selbstbild (das zuerst, ohne den Bezug auf soziale Beziehungen erhoben wurde) als Resultante der Selbstbilder erscheinen, die für spezifizierte soziale Kontakte gelten, denn in diesen Kontakten hat die Vp sich ja selbst erfahren. Formalisiert man den Begriff „Resultante“ als Mittelwert, so läßt sich diese Forderung so ausdrücken: Die Korrelation des generellen Selbstbildes mit dem Mittelwert aus den spezifizierten Selbstbildern ist höher als alle Korrelation des generellen Selbstbildes mit den spezifizierten Selbstbildern.

Bei $N = 14$ Vpn betragen die Korrelationen des generellen Selbstbildes zum Selbstbild

in „sehr nahen“ Kontakten	$r = .520$
in „nahen“ Kontakten	$r = .530$
in „mittleren“ Kontakten	$r = .416$
in „weniger nahen“ Kontakten	$r = .362$
in „entfernten“ Kontakten	$r = .279$

Das generelle Selbstbild korreliert aber mit dem Mittelwert aus den spezifizierten Selbstbildern mit $r = .576$ und liegt damit deutlich über den obigen Korrelationskoeffizienten. Das Ergebnis entspricht damit genau der Erwartung, wenn ein introzeptiver Prozeß angenommen wird. Das Individuum weiß von sich nur in der Inter-

aktion, es spürt sich nicht selbst, sondern es erfährt sich in der Handlung. Die soziale Nähe impliziert verschiedene Handlungen: Nähe und Ferne sind ja gerade durch verschiedene Handlungsmuster gekennzeichnet. Diese verschiedenen Handlungen werden introzipiert und generieren das Selbstbild. Dabei sind die einzelnen Selbstbilder so „echt“ wie nur möglich: *Ich bin bei anderen anders, ich sehe mich nicht nur so*. Läßt man dem Individuum nicht die Möglichkeit, nach dem Grad der Nähe zu spezifizieren, regrediert es auf eine „allgemeine Erfahrung“, auf die Summe seiner Verhaltensweisen. Nur so scheint die hohe Korrelation des Mittelwertes mit dem Selbstbild zu erklären.

3.2 Interaktion als Urteilsgegenstand

Die Selbstbeurteilung zeigt sich so in einem äußerst direkten Zusammenhang mit den sozialen Handlungen, hier repräsentiert durch Personen unterschiedlicher Nähe. Gelten die Eingangsüberlegungen zur Introzeption, waren *diese Interaktionen der eigentliche Urteilsgegenstand*. Diese Interaktionen wurden beurteilt, obwohl die Instruktion danach fragte, *wie sich die Person selbst beurteilt*. Eine introspektive Methodik wurde angewendet, ein interaktives Ergebnis wurde erhalten. Die Integration des Draußens der Interaktion in das Drinnen der Selbstbeurteilung wurde veranschaulicht.

4. Das Problem der Fremdbeobachtung

Auf die Frage nach dem „Wer bist du“ wird die Antwort auf die Frage „Was tust du“ gegeben. Eine introspektivistische Interpretation des Selbst hat es schwer, eine solche Wendung aufzufangen. Denn in ihr steckt das *Postulat, daß das Ich vorgängig der Handlung* sei. Zuerst bin ich, dann das, was ich tue. Das ist der unausgesprochene Obersatz über alle Methoden der Selbstbeobachtung, die ein gültiges Wissen des Individuums um sich selbst unterstellen. Es ist aber auch der gleiche Obersatz, der einer verhaltenstheoretisch ausgerichteten Diagnostik unterliegt. Für diese ist die Beschreibung des Draußen Vehikel, um zum Drinnen zu gelangen. Diese Handlung ist Folge des Ich – die diagnostische Interpretation der Handlung versucht, diesen Prozeß umzukehren.

Wir geben dieses Postulat auf: *Zuerst ist die Handlung, dann das Ich*. Es gibt nur ein „Was tust du“, daraus abgeleitet ist das „Was bin ich“. Der Vorteil dieser Betrachtungsweise liegt auf der Hand: Das Material der Selbst- und Fremdbeschreibung ist dasselbe. Für das Verstehen des anderen gelten die gleichen Gesetze wie für das Sichselbst-Verstehen. *Verstehen heißt, gemeinsame Handlungen haben*. Diese Betrachtungsweise ist interaktiv, nicht interaktionistisch. Der Person x Situations-Streit und seine Auflösung im Interaktionismus hat in seiner Dichotomie „Person“ und „Situation“ nie den Mut zur Feststellung gehabt, daß die Interaktion die Persönlichkeit sei, sondern hat nur eine Fülle von Variabilitäten der Person auf eine Fülle der Variabilitäten der Situation bezogen. Aus diesem Ansatz heraus ergeben sich für die Personenbeurteilungen sofort zwei Forderungen:

- 1) Die Änderung einer anderen Person *ist* nur die Änderung seiner Verhaltensweisen. Wird mir Gelegenheit gegeben, mit ihm zu interagieren, kann ich die Änderung dieser Person präzise beschreiben. Dabei „verstehe“ ich die andere Person nicht,

sondern ich gebe nur eine Beschreibung meiner Interaktion mit ihr. Die Veränderung der Interaktion *ist* aber die Veränderung der *anderen* Person.

- 2) Die Änderung meiner Person *ist* die Änderung meiner Interaktionen. Verändere ich mich, verändern sich meine Interaktionen. Aus Forderung 1) resultiert, daß ich meine Interaktionspartner daraufhin anders beschreibe. Dann muß die Beschreibung dieser anderen aber eine gute Beschreibung meiner selbst ein. Die Veränderung der Interaktion war *meine* Veränderung.

Bei der hohen Variabilität von Interaktionen ist die Erfüllung dieser Forderungen nur dann zu erwarten, wenn mehrere Beschreibungen vorliegen (Beispiel: Wird gefragt, ob ein anderer anziehend ist, hängt das von seinem Aussehen ab). Die Sätze gelten also dann, wenn bei 1) „viele Personen einen“, bei 2) „eine Person viele“ beschreiben. In anderer Formulierung führt diese Vorgängigkeit der Handlung vor dem Wissen um sich und andere zu folgenden Sätzen. Wird Personen die Möglichkeit zur Interaktion gegeben, gilt:

- 1) Viele Personen ergeben einen kompetenten Urteiler über eine andere Person, wenn Interaktion stattgefunden hat.
- 2) Eine Person ist ein äußerst kompetenter Urteiler über sich selbst, wenn sie über viele andere urteilt.

5. Die Überprüfung an der Fremdbeobachtung

Beide Sätze sind schwer zu überprüfen, da in die Untersuchung eine Variabilität der Personen eingebracht werden muß, die dann vom Urteiler „erkannt“ werden soll. So muß für die Behauptung, daß ich ein kompetenter Urteiler für mich bin, wenn ich andere beurteile, dem Auswerter eine Information darüber vorliegen, wer ich bin. Erst dann kann er die Präzision dieser Aussage überprüfen. Die Herleitung des introzeptiven Gedankens schließt aber die Anwendung herkömmlicher Meßmethoden introspektiver Art aus. Ein personality inventory ist danach nicht zu verwenden, da es nur eine Widerspiegelung des generellen Selbstbilds ist.

5.1 Personvariation über ein Pharmakon

Um diesem klassischen Problem der Differentiellen Psychologie auszuweichen, mußte eine experimentelle Variation der Person eingeführt werden. In Anlehnung an den Gedanken der Pharmakopsychologie sensu *Düker* als experimentelle Induktion psychischer Zustände sollte über ein Pharmakon die Personvariation eingeführt werden. Zur Überprüfung der aufgestellten Sätze wurde eine Gruppensituation geschaffen, in der die Vpn interagieren mußten. Als abhängige Variable wurde die Beurteilung der Gruppenmitglieder gewählt (nicht die Selbstbeurteilung). Aus den aufgestellten Sätzen ergeben sich folgende Hypothesen:

- 1) Meine Beurteilung der anderen muß einen Rückschluß darauf zulassen, welches Medikament *ich* bekommen habe.
- 2) Die Urteile der anderen über mich müssen einen Rückschluß darauf zulassen, welches Medikament *ich* bekommen habe.

Beide medikamentös induzierten Veränderungen müssen gleich sein, da die Verhaltensänderung durch das Medikament auch in dieselbe Richtung wirkt.

Es wurden vier Gruppen zu je sechs Vpn (drei männlich, drei weiblich) gebildet, denen ein knapp zweistündiges gruppendynamisches Training angeboten wurde. Die Übungen folgten in etwa gestalttherapeutischen Prinzipien, wobei vor allem dafür gesorgt wurde, daß jedes Gruppenmitglied des einen mit jedem des anderen Geschlechts interagierte. (Für eine genaue Beschreibung siehe *Kohnen/Krüger* 1980.) Für diese Medikation wurde ein Tranquillizer (Prazepam, Handelsname „Demetrim“) in den Dosierungen 10 und 20 mg und ein Placebo eingeführt. Nach Abschluß der Sitzung erhielt jeder Teilnehmer ein Polaritätenprofil nach *Hofstätter* (1963), auf dem er jeweils die Personen des anderen Geschlechts (mit diesen hatte er ja interagiert) einzuschätzen hatte unter der Instruktion „bitte beschreiben Sie die Person x“.

In der Auswertung wurden mittlere Eigenschaftsprofile erstellt, die danach gegliedert waren:

- 1) Wie sehen Urteiler, die selbst Placebo, 10 mg oder 20 mg eines Tranquillizers bekommen haben, die anderen Personen (implizite Selbstbeschreibungen der Urteiler)?
- 2) Wie beurteilen die Urteiler (unabhängig davon, welches Medikament sie selbst bekommen haben) die anderen Personen, die Placebo, 10 und 20 mg Tranquillizer bekommen hatten (explizite Fremdbeschreibung)?

Es zeigte sich, daß Urteiler unter Tranquillizer die anderen als weniger hart, verschwommener, friedlicher, weniger streng, weniger vergnügt, müder beschrieben als Urteiler unter Placebo. *Unabhängig davon, welches Medikament die anderen bekommen haben, werden diese anderen Personen anders beschrieben.* Die experimentelle Anordnung der Zufallszuteilung der Personen zu den Behandlungen entkräftet das Gegenargument, daß die anderen Personen „wirklich anders“ waren – „im Mittel“ waren sie gleich. Wie ist dann der Unterschied zu verstehen? U.E. nur als Selbstbeschreibung der Urteiler, oder: Die Vpn wurden gefragt, wie die anderen sind, und antworteten, wie sie selber sind.

Dieses Ergebnis resultiert dann, wenn einer viele beschreibt und ist damit eine direkte Bestätigung der oben genannten Hypothese 1. Der zweite Teil der Auswertung betrachtet das Ergebnis, wenn einer von vielen beschrieben wird. Hier wird danach unterschieden, welches Medikament der Beurteilte bekommen hat. Es zeigen sich die gleichen Effekte: Vpn unter Tranquillizer werden als weicher, friedlicher, müder usf. beschrieben als Vpn unter Placebo. Das heißt, die Urteile der anderen lassen einen Rückschluß darauf zu, welches Medikament ich bekommen habe. (Eine genaue Darstellung der signifikanten Ergebnisse geben *Kohnen/Krüger* 1980.) Damit ist Hypothese 2 bestätigt.

5.2 Interaktiv vs. interaktionistisch

Die Ergebnisse sind aus zwei Gründen beachtlich: Zum einen lassen sich neben einer generellen Bestätigung der beiden Hypothesen noch Dosisabhängigkeiten zwischen 10 und 20 mg nachweisen, was für die Differenziertheit des Prozesses spricht. Zum anderen sind die Medikamentwirkungen nicht so drastisch anzusetzen, wie vielleicht nach diesen Ergebnissen zu vermuten. Bittet man die Vpn um eine Beschreibung der Medikamentwirkung auf die eigene Person, erhält man in fast allen Fällen die Auskunft, das Medikament habe keine Wirkung gehabt.

Dieses Ergebnis ist dann verständlich, wenn in der Beurteilung der anderen Person (die ja in der Instruktion verlangt wurde) von den Urteilern auf eine Datenquelle

zurückgegriffen wurde, die sowohl der Selbstbeurteilung wie der Fremdbeurteilung zugrunde liegt. Das aber ist die gemeinsame Interaktion. Herkömmliche Begrifflichkeiten reichen zur Erklärung dieses Phänomens nicht aus. Daß in der Fremdbeurteilung ein wesentlicher Anteil an Selbstbeurteilung steckt, wird mit dem Begriff der Projektion umschrieben. Nur führen diese projektiven Urteile in unserem Experiment zu einer adäquaten Beschreibung des anderen. Die Ausdruckspsychologie macht verständlich, wie ein „ursprüngliches Verstehen“ (oder wie immer man es nennt) des anderen zustande kommen kann. Das würde zwar zur Erklärung reichen, warum das Medikament des anderen „erkannt“ wird, nicht aber, wieso aus diesen Urteilen das Medikament des Urteilers erkannt werden kann. Sicherlich haben die Ansätze der Projektion wie des Ausdrucks Bedingungen ausgemacht, unter denen die ihnen zugrundeliegenden Prozesse modifiziert werden: wie eine Variation des Gegenstands auch eine Variation der Projektion bedingt, wie die Variation des Urteilers auch eine Variation derselben Ausdrucksbeurteilung erbringt. Sie bleiben aber auch mit diesen Modifikationen *interaktionistisch*, werden nicht *interaktiv*, solange sie die Interaktion aus den beteiligten Personen bestimmen. Der Ansatz der Introzeption stellt diese Argumentation auf den Kopf: *Die Personen bestimmen sich und die anderen aus der Interaktion*. Diese ist genuin, die Selbst- und Fremdbeurteilung abgeleitet. Damit ist der Ansatz interaktiv.

5.3 „Weibliche“ Männer oder „weibliche“ Handlungen?

Aus den vorliegenden Daten kann ein weiterer Beleg für diese Argumentation gezogen werden. Es ist eines der bestens abgesicherten Ergebnisse der Sozialpsychologie, daß beträchtliche Unterschiede in der Beurteilung von Männern und Frauen auf dem Polaritätsprofil bestehen (ausführlich berichtet darüber *Hofstätter* 1963). Männer werden als härter, klarer, aktiver, kühler usf. als Frauen beschrieben. Die Unterschiede sind so beträchtlich, daß sie in der Faktorenanalyse von Begriffen zu den zwei getrennten Faktoren der „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ geführt haben (siehe *Hofstätter* 1963, 269ff.). In einem weiteren Auswertungsschritt wurden die in unserer Untersuchung gefundenen Profile zusammen mit den Originaldaten von *Hofstätter*¹ verrechnet. Die verschiedenen experimentellen Gruppen (Placebo – Medikament, Frauen – Männer, Beurteilung der anderen – Beurteilung durch die anderen) stellen dabei die zusätzlichen Begriffe dar, die zusammen mit den originalen 30 *Hofstätterschen* Begriffen (wie männlich, Liebe, Einsamkeit u.a.) verrechnet wurden. Das überraschende Ergebnis zeigt Abbildung 1.

Für den Faktor „Weiblichkeit“ sind dort die Faktorladungen aufgezeichnet. Der linke Teil der Abbildung zeigt die Ladungen der Profile, wenn nur danach differenziert wird, welches Medikament der Urteiler bekommen hat (Hypothese 1, implizite Selbstbeschreibung). Die durchgezogene Linie „AM“ (aktiv männlich) ist die Beschreibung der Frauen durch die Männer, unterschieden nach der Medikation der Männer. Die höchste Ladung auf „Weiblichkeit“ hat die 10 mg-Gruppe: Für Männer mit dieser Medikation sind die Frauen am „weiblichsten“ (beachtenswert ist die Höhe der Ladung: Mit .98 schöpft sie die gesamte Varianz fast vollständig aus). Die gestrichelte Linie „AW“ (aktiv Frauen) gibt die Ladungen der Profile wieder, die bei der Beurteilung der Männer durch die Frauen entstehen, wenn danach unterschieden wird, welches Medikament die Frauen bekommen haben. Es zeigt sich ein fast identischer Verlauf. Im rechten

1) Für diese Auswertung danke ich meinem Kollegen Dr. A. Gebert

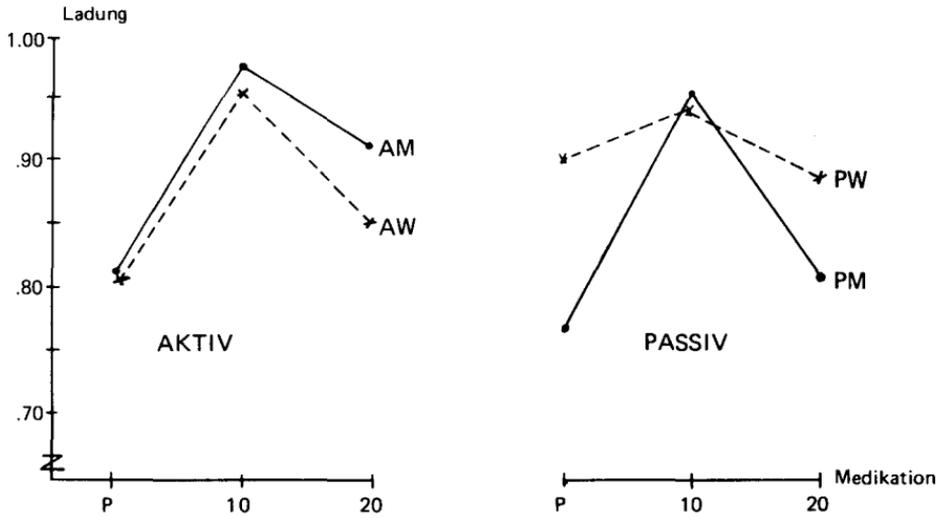


Abbildung 1: Angegeben sind die Ladungen auf dem Faktor „Weiblichkeit“ für die vier Untergruppen. „AW“ bezeichnet „aktiv weiblich“ (wie die Frauen die Männer beurteilen), „AM“ bezeichnet „aktiv männlich“ (wie die Männer die Frauen beurteilen), „PW“ ist „passiv weiblich“ (wie die Frauen von den Männern beurteilt werden), „PM“ ist „passiv männlich“ (wie die Männer von den Frauen beurteilt werden). Unterschieden ist jeweils nach der Medikation des Raters/Ratees, wobei P = Placebo, 10 = 10 mg und 20 = 20 mg Prazepam bedeuten.

Teil der Abbildung findet sich, was entsteht, wenn nach der Medikation des Beurteilten unterschieden wird. „PW“ bedeutet, wie die Frauen von den Männern gesehen werden, je nachdem, welches Medikament die Frauen bekommen haben. „PM“ bedeutet, wie die Männer von den Frauen gesehen werden, unterschieden danach, welches Medikament die Männer bekommen haben. Die Verhältnisse sind fast analog zu der rechten Abbildung.

Aus Abbildung 1 geht hervor, daß der in vielen Untersuchungen bestens abgesicherte Geschlechtsunterschied im Polaritätenprofil verschwunden ist: Männer stellen sich etwa gleich dar und werden etwa gleich dargestellt wie Frauen. Die eigentliche Differenzierung wird durch die verschiedene Medikamentierung, nicht durch das verschiedene Geschlecht erbracht. Sozialpsychologisch ist das Fehlen des sonst allfälligen Geschlechtsunterschiedes nicht zu erklären. Verständlich wird er unter der hier gemachten Annahme, daß trotz der Instruktion *keine Personenbeurteilung, sondern eine Interaktionsbeurteilung* stattgefunden hat. Die sozialen Handlungen zwischen den Personen waren experimentell restringiert, die Handlungssequenz war vorgegeben, eine freie Variation des Umgangs miteinander nicht möglich. Damit ist aber eine hochgradige Homogenisierung des Materials erreicht, das dem Urteil zugrunde liegt.

Das Gesamt der angebotenen gruppenspezifischen Übung ist aus dem Blickwinkel des Polaritätsprofils eher dem „Weiblichen“ zuzuordnen. Dieser Pol ist gekennzeichnet durch Begriffe wie Heiterkeit, Liebe, Gemüt, Schlaf, Zärtlichkeit. Diese sind sicher dem Geschehen in dieser Sitzung „ähnlicher“ als die männlichen Begriffe der Intelligenz, Kampf, Gefahr, Persönlichkeit.

5.4 Die Konsequenzen für die Beurteilung

Die dargestellten Ergebnisse (und weitere dieser Art, wie sie *Krüger* 1979 beschrieben hat) zwingen u.E. zu einer Reformulierung des Persönlichkeitskonzepts, das in seiner bisherigen Ausgestaltung erst die unauflösbaren Dichotomien der Selbst- und Fremdbeurteilung, des Erlebens und Verhaltens, der Projektion und des Ausdrucks usf. erzeugt hat. Immer liegt diesen Dichotomien die Vorstellung zugrunde, daß zuerst das Ich sei, dann die Handlung. Stürzt man dieses Modell auf den Kopf (zuerst die Handlung, dann das Ich), rücken die bisherigen Diskrepanzen in ein neues Licht. Wir brauchen keine unterschiedlichen Modelle für die Selbst- und Fremdbeurteilung, keine Modelle, die das Verstehen des anderen beschreiben, wenn wir akzeptieren, daß das Wissen um sich und andere auf der Basis einer gemeinsamen Handlungswelt entsteht. Die Introzeption ist ein Erklärungsmodell dafür, wie aus dieser Handlungswelt das entstehen kann, was wir als unser Ureigenstes, unser Selbst begreifen, das sich uns unvermittelt, nicht „entstanden“, sondern „vorgefunden“ präsentiert.

Eine Folge der hier vorgestellten Annahmen ist, daß eine Person ein äußerst schlechter Urteiler ist, wenn sie über sich selbst urteilt. Die dargestellte Untersuchung über das Selbstbild in verschiedenen sozialen Kontexten erbrachte so hohe Variabilitäten innerhalb einer Person, daß eine Verwendung solcher Urteile zumindest zweifelhaft erscheint (so ist es möglich, sich in einem Kontakt als „stark egoistisch“, in einem anderen als „überhaupt nicht egoistisch“ zu bezeichnen). Damit hat die Person die Chance, praktisch alles von sich zu glauben. Man denke an die hohen Wiedererkennungsraten bei zufällig zugeteilten Gutachten u.ä. In speziellen Kontexten kann sich die Person ja auch vorstellen, so zu sein. Diese Beliebigkeit gilt nicht für die Beurteilung der anderen Personen.

6. Konsequenzen für die Diagnostik und Therapieevaluation

Wenn hier Diagnostik und Evaluation von Therapie gleichrangig gesetzt werden, so weil ihre Aufgaben sehr ähnlich sind, wenn Evaluation als Begleitdiagnostik verstanden wird. Damit ist kein Präjudiz in dem Sinne intendiert, daß Evaluation unabhängig von der Therapie zu sehen sei. Akzeptiert man das hier vorgeschlagene Modell der Introzeption und die daraus abgeleitete Methodik des Interaktiven, ergeben sich für beide Bereiche klare methodische Forderungen.

- 1) Es muß dafür gesorgt werden, daß der Pb/Klient mit anderen interagiert.
- 2) Die Urteile des Pbn/Klienten über die anderen sind als differentialdiagnostische Maße des Pbn/Klienten zu interpretieren.
- 3) Die Urteile der anderen über den Pbn/Klienten sind als differentialdiagnostische Maße zu interpretieren.

Idealiter brauchte man eine Normperson, die urteilt und beurteilt wird, nachdem eine ebenso normierte Interaktion stattgefunden hat. Realiter ist das annähernd zu erreichen, wenn für die Beurteilung experimentelle Gruppen geschaffen werden, die in einer Standardsituation interagieren. Das Beiwort experimentell soll so verstanden werden, daß bei der Gruppenbildung *keine externen Kriterien* angelegt werden, sondern nach Zufall vorgegangen wird. Die Standardsituation muß so beschaffen sein, daß alle Gruppenmitglieder mit allen anderen interagieren (nicht nur interagieren

könnten). Geprüft wird über die Instruktion „Beschreibe die anderen“. Das Prüfinstrument muß die für die Diagnostik einschlägigen Kategorien enthalten.

Konkret wäre das etwa so zu verwirklichen, daß ein Therapeut aus der Gruppe seiner Klienten mehrere Kleingruppen mit etwa 5-8 Mitgliedern (siehe die Untersuchungen zur optimalen Gruppengröße, *Castore* 1962) nach Zufall bildet. Diesen Gruppen wird ein gruppendynamisch orientiertes Programm vorgegeben. Anschließend findet die Beurteilung statt.

Dieses Verfahren ist sowohl in der Eingangsdiagnostik wie in der Verlaufsdiagnostik anzuwenden, wobei die Gruppen ständig gewechselt werden. Ausgewertet werden diese Daten jeweils zweiseitig: Einmal wird das Urteilsprofil gebildet, das entsteht, wenn alle Urteile eines Klienten über alle anderen zusammengefaßt werden. Zum anderen wird das Profil gebildet, das entsteht, wenn alle Urteile der anderen über einen Klienten summiert werden.

Eine Näherung an dieses Verfahren ist in der Exploration auch so zu erreichen, daß der Klient ermutigt wird, die Personen seiner Umgebung (seiner Bezugsgruppe) zu beschreiben. Dabei ist allerdings Sorge zu tragen, daß Personen aller Nähegrade (von „sehr nahen“ bis zu „entfernten“) in diese Beschreibung miteinbezogen werden. Die Auswahl der Nähestufen kann nicht dem Klienten überlassen werden, wohl aber die Auswahl von typischen Vertretern pro Nähestufe. Die Beschreibungen dieser Personen sollten möglichst genau sein. Durchaus in Zusammenarbeit mit dem Klienten können dann diese verschiedenen Beurteilungen „übereinandergelegt“ werden.

Eine weitere, im therapeutischen Prozeß verfügbare Person ist der Therapeut selbst. Wendet man die genannten Prinzipien auf ihn an, gilt: Beurteilt er viele Klienten, liefert er damit eine Selbstbeschreibung. Wird er von einem Klienten mehrmals (etwa im Verlauf der Therapie) beurteilt, sind diese Urteile als Diagnostikum für den Klienten zu verwenden. Für diese Aufgabe wäre es sinnvoll, aus den Urteilen möglichst vieler Klienten ein individuelles Therapeutenprofil zu erstellen. Die Abweichung einer Klientenbeurteilung von diesem mittleren Profil ist dann klientenspezifisch auszuwerten.

LITERATUR:

- CASTORE, G.F.: Number of verbal interrelationships as a determinant of group size. *J. Abn. Soc. Psychol.*, 1962, 64, 456-458.
- HOFSTÄTTER, P.R.: *Einführung in die Sozialpsychologie*. 3. Aufl. Stuttgart: Kröner, 1963.
- KELLY, G.A.: *The psychology of personal constructs*. Vol. 1 und 2. New York: Norton, 1955.
- KOHNEN, R. & H.-P. KRÜGER: *Tranquilizer in sozialen Stresssituationen*. (In Vorbereitung).
- KRÜGER, H.-P.: *Soziale Determinanten der Persönlichkeit*. Habilitationsschrift, Würzburg, 1979.
- LAING, R.D.: *Das Selbst und die anderen*. Köln: Kiepenheuer, 1973.
- ROGERS, C.R.: *Client-centered therapy*. New York: Houghton Mifflin, 1951.
- SCHACHTER, S.S. & J.E. SINGER: Cognitive, social, and physiological determinants of emotional state. *Psych. Rev.*, 1962, 69, 379-399. (deutsch in: Stroebe, W. (Hrsg.): *Sozialpsychologie*. Band 1. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1978, 114-156).
- SHERIF, M.: A study of some social factors in perception. *Arch. Psychol.*, 1935, No. 187.
- STERN, W.: *Die menschliche Persönlichkeit*. Band 2 von „Person und Sache“. 3. Aufl. Leipzig: Barth, 1923.

- TRAXEL, W.: *Über Gegenstand und Methode der Psychologie*. Bern/Stuttgart: Huber, 1968.
- WYLIE, R.C.: The present status of self theory. In: Borgatta, E.F. & W.W. Lambert (Eds.): *Handbook of personality theory and research*. Chicago: Rand McNally, 1968, 728-787.
-